

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

93 (21.4.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Der alte Lette.

Von Wigwachtmeister Gogarten (Karlsruhe).

In Kurland wars. In siegreichem Vorgehen hatten die Russen im Sommer 1916 den Russen über die Düna zurückgedrängt. Vor Beginn des Winters, der in dieser Gegend fast ein halbes Jahr zu dauern pflegt, begann allort ein fieberhaftes Bauen und Schaffen, um in festen Stellungen das erkämpfte Gebiet auch die Wintermonate hindurch fest in der Hand zu behalten. Wanders der kleinen Birkenwäldchen, die den schönsten Schmuck des reizvollen Hügellandes ausmachten, mußte unter den Artilleristen unserer Soldaten fallen, um Stamm an Stamm gereiht — Das und Wände der Unterstände zu verkleiden, die uns den langen Winter als Wohnung dienen sollten. In wenigen Wochen zog sich die endlose Fingadlinie der Schützengräben durch Täler über Höhen, durch das ganze Land. Die wenigen, weit voneinander stehenden Gebötte hinter den vorderen Stellungen bildeten die Hauptpunkte der feindlichen Artillerie und was an Balken und Planerwerk noch übrig blieb, wanderte in unsere unterirdischen Stufen, wo selbstmäßige Möbel, Türen, Herde und Stützpfosten daraus wurden.

Erst nach langer Wanderung von den Gräben in rückwärtiger Richtung, vorbei an den Artilleriestellungen, den Pionierplätzen, den Feldküchen-Unterständen und Lagern der Reservetruppen, erblickte das Auge das erste bewohnbare Häuschen, das nicht allzu weit unter den Wirkungen des Krieges gelitten und dessen Beschädigungen, zum Glück mit dem Material, was gerade in der Nähe aufzutreiben war, geflickt und ausgebessert waren. In diesen ersten oberirdischen Wohnstätten waren Stühle, Schreibtische, Lesegarten und Verbindungslinien, Telegraphen- und Armierewohnungen untergebracht. Die einzige Bevölkerung aber, soweit sie es nicht vorhergesehen hatte, mit den Russen zu fliehen, lebte noch weiter rückwärts der Front, wohin die Geschütze nicht mehr reichten. Durch das Gelände zogen sich längs den Landstrassen oder Eisenbahnen zahllose Telefonleitungen an mächtig hohen Stangen, die alle die Befehlsstellen und wichtige Plätze miteinander verbanden.

Beim Abgehen einer solchen Leitung, das zur Prüfung auf ihre Brauchbarkeit häufig nötig ist, gelangte ich an einen Bergbau, dessen oberer Teil mit Kiefern bestanden war. Auf halber Höhe, verdeckt in einem Obstdickicht, befand sich ein kleines Kiefern, bestehend aus einer Wohnhütte, einem halberfallenen Stall und einer kleinen Scheuer. Hinter den winzigen, mit Strohschilfen abgedeckten Fenstern des schindelgedeckten, scheinbar uralten Häuschens freilieten ein paar Geramen ein kümmerliches Tafeln, und dem geschwätzigen Schornstein entstieg eine schwache Rauchsäule. Ich klopfte, von Neugier getrieben, mehrmals an die niedrige, mit Berg und alten Säden sorgfältig an ihren Augen verstopfte, in großen verrosteten Angeln hängende Tür und wartete.

Nach einer ganzen Weile öffnete von innen ziemlich unwillig jemand, der gleich zurücktrat, scheinbar gewohnt, daß man nicht lange frage, eintreten zu dürfen. Dieser stummen Aufforderung folgend gelangte ich ins Innere der Behausung, und da die kleinen Fenster nur spärlich das Tageslicht einließen, gebrauchte ich geraume Zeit, ehe ich mich darin zurecht fand. Das niedere Stübchen war ziemlich sauber, sein wichtigster Hausrat, ein mächtiger Ofenherd, frisch geputzt, festlich zwei einfache Holzbetten mit viel geflickten, aber ordentlich zusammengelegten Decken bedeckt, und an einer Wand tunkte in rohen Schlägen eine lumbische Holzuhre. Nach kurzer Umschau blickte ich auf den Bewohner dieses trotz seiner Dürftigkeit anheimelnden Raumes, der mich durch eine summe Anwesenheit und mit freundlichem Lächeln zum Sitzen auf einem primitiven Holzstuhle nötigte. Ein altes Männlein war er, seine Gestalt mochte früher aufrecht und ansehnlich gewesen sein, aber das Alter und, wie seine schweligen Hände bewiesen, harte Arbeit hatten ihn gebeugt. Unzählige Falten und Runzeln furchten das ganze Gesicht, tiefstehende, eigen glänzende Augen verrieten Lebhaftigkeit des Geistes, wenn auch seine Bewegungen schon langsam und zittrig waren. Ihm zur Seite saß auf dem Betrande sein Weib, der das Alter schon ärgert mitleidig hatte. Teilnahmslos mit wachendem Haupte, spielte die Alte mit den eigenen Händen und ließ sich durch mein Erscheinen nicht im geringsten dabei stören. Anders der Alte. Dem plötzlichen Gedankengang folgend, ich könnte wohl etwas von ihm wollen, griff er in die Lade des Tischchens am Fenster und reichte mir eine Anzahl Papiere, dabei bedeutungsvoll mit dem Kopfe nickend. Dann begann er, erst langsam, dann lebhafter werdend, leise zu reden. Leider verstand ich kein Wort davon, so wenig wie er von meiner Verwirrung, ich sei nur aus Neugierde in sein Häuschen geraten und aus Teilnahme an seinem Schicksale darin geblieben. Trotzdem fand er bald heraus, daß ich ohne böse Absichten zu ihm gekommen, wurde bald zutraulich, und als er merkte, daß ich aus seinen Worten und Handbewegungen fast soviel verstand, als er mit Worten sagen wollte, begleitete er diese oft mit den Worten: „Ja, Bruder!“, die einzigen, die er von unserer Sprache kannte, dabei die Worte kurz und das r schnarrend ausstreckend. Beständig spielte ich zufriedenes Lächeln in seinen Zügen und ich bewunderte seine ruhige Ergebenheit, als mir langsam bekannt wurde, welche schwere Prüfungen der Krieg diesem einfachen Manne auferlegt hatte.

Mit Anstrengung seine Ausdrücke zu verstehen suchend, mit Handbewegungen fragend, dann wieder, wie etwa Taubstumme, durch Zeichen ergänzend, gelang es mir, folgendes zu erfahren. Der Alte war vor dem Kriege nicht arm gewesen. Vier Pferde, einige Kühe und Schweine nannte er sein eigen, vom Ertrage seiner Acker und des Obstgartens lebte er und sein Weib zwar genügsam, doch auskömmlich. Der kleine Hof war sein Anteil, auf das er sich zurückgezogen hatte. Drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, hatte er. Einer hatte ihm in seiner kleinen Landwirtschaft geholfen, den Jungen, seinen Liebling, hatte er sogar auf die Schule nach Wilna geschickt und die Tochter an einen Fingeleibhaber, umweit seiner Scholle, verheiratet. Wie Augen suchten ihm ordentlich, wenn er von den guten Zeiten sprach, als Frieden im Lande war. Er erzählte, als sei all das lange, lange her und doch können nur ein paar Monate seitdem vergangen sein. Wie anders hat der Krieg sein Schicksal gestaltet! Einer durch seinen Acker haben erst die Russen, dann die Deutschen ihre Gräben gezogen. Sein Acker fiel zu Kriegsbeginn als russischer Soldat, seine Tochter stieß mit ihrem Manne mit den Russen, von seinem Jüngsten weiß er nichts mehr, seit Wilna in deutschen Händen ist.

Auf seinen Feldern haben die russischen Gaußigen gestanden, tiefe Spuren die Berglehne hinauf bezeichnen den Weg, den sie auf eiligstem Rückzuge einschlugen. Trotz Vermüftung und Eisenboagel hat sich der Alte von seiner Scholle nicht trennen können. Pferde und Vieh schleppten die Russen fort, er konnte es nicht hindern. Was nicht mit- und nahegefahren war, hatten sie ihm vorher schon aus dem Hause getragen, sein kleiner Vorrat an Mehl, Holz, Stroh, Getreide, Butter und Speck flog schnell auf, was etwa übrig geblieben war, hatten die Deutschen mitgenommen für die eben eroberten Stellungen requiriert.

Verarmt, verlassen, zu hartem Kampfe um sein kargliches Dasein gezwungen, ohne Hilfsmittel und Hilfskräfte, war er nicht verzweifelt, sondern hat immer wieder Ordnung und Sauberkeit mit seinen schwachen, alten Armen hergestellt, hat wohl in der größten Not von verlassenen Nachbarn Kartoffeln geholt, aber gleich angekauft, das Nötigste wieder selbst zu schaffen und zu erhalten! Wie ein Kind freute er sich, daß unsere Heeresverwaltung ihm das Wohnen erlaube, und da er nichts mehr zu verlieren hatte, fing er von neuem an, aufzubauen, obwohl er ein arbeitsreiches Leben schon hinter sich hatte. Die härtesten Schläge hatten seine Tatkraft nicht erlahmen lassen. Bemeutlich die Kriegsstürme sein Lebenswerk zerstört hatte, trug er sein Schicksal mit Gleichmut und ließ sich nicht erdrücken von Kummer und Not, sondern wußte mit seinen trotz des hohen Alters klaren Augen den rechten Weg, den rechten Trost zu finden in echter rechter Arbeit.

Als ich das Häuschen verließ, nahm ich mir die vorbildliche Rücksichtnahme des Alten als bleibende Erinnerung mit und gedachte der Wunden, die der Krieg denen daheim schlägt. Mögen sie mit solchem Mut getragen werden!

flanderns ewiger Jude.

Der Landstrich an der Yser, der jetzt der Schauplatz wilder Kämpfe ist, war vor dem Kriege die ruhigste, friedlichste Gegend, die man in Europa wohl finden konnte. Nur selten verirrete sich ein Fremder in dieses Land der fruchtbaren Acker, der reichen Obstgärten, der uralten Eichen und der Windmühlen, und daher hat sich der Glaube an das Wunderbare noch fast wie zu der Zeit des Mittelalters unter dem Volke erhalten. So war die Bevölkerung auch im Jahre 1914 fest davon überzeugt, daß der ewige Jude zu dieser Zeit als der Vorbote eines großen Unglücks Flandern heimzuden werde. Denn nach dem Volksglauben war 1914 sein Jahr. Verurteilt, zu wandern, rastlos zu wandern, vollendete er in früheren Zeiten seine Wanderung um Europa, Asien und Afrika in vierzig Jahren; seit der Entdeckung Amerikas jedoch braucht er ein ganzes Jahrhundert länger und kommt deshalb nur etwa jedes 140. Jahr nach Flandern.

Die Entstehung dieses Volksaberglaubens hat ihren Ursprung in einer Schwindelgeschichte. An einem Frühlingabend des Jahres 1623 sah die Einwohner von Dymuiden einen uralten Mann durch die Straßen der Stadt wandern. Er hatte einen langen grauen Bart und trug das Schurzfell eines Schuhmachers. Der Alte schien Nachtquartier zu suchen, und als man ihn fragte, wer er sei, antwortete er ohne Umschweife, er sei der ewige Jude. Er erzählte, wie er von Jesus zu ewigem Wandern verurteilt worden sei, weil er den Gottesohn von seiner Schwelle gejagt habe. Dies rief natürlich große Bewegung in der Stadt hervor. Als bald verbreitete sich das Gerücht von dem seltsamen Gast in der ganzen Umgegend. Ahasverus, der ewige Jude, war gekommen! Einen solchen Besuch mußten die Flamen, die von jeher gern die Feste feierten wie sie fielen, nach Gebühr ehren. Es wurden deshalb besondere Feste für den wandernden Juden in Thourant und Doffterre, in Verbisse und in Roulers veranstaltet. Der Greis nahm alles wie ein Pfaff hin, so berichtet eine alte Chronik; er ließ sich wie ein Heiliger ehren und wie ein Kränkel beherbergen. Am 6. Mai zeigte er sich außerhalb der Tore von Ypern. An jenem Tage hatte ein Soldat namens David de Breme die Wache; obwohl er nicht skeptischer veranlagt war als die meisten seiner Landsleute, fiel es ihm doch schwer, zu glauben, daß der Alte 1600 Jahre auf dem Rücken haben sollte. In jedem Fall wollte er die Sache nicht selbst verantworten, sondern führte den Fremden zu dem Bürgermeister von Castelle. Dieser war sehr überrascht von dem Besuch, empfing den merkwürdigen Alten jedoch freundlich und lud ihn zum Mittagessen ein, wobei er sich überzeugen konnte, daß Ahasverus Appetit in einem bestimmten Verhältnis zu der Länge seiner Wanderung stand. Darauf riefte er ihn zur Abende an Brüssel, wo er übernachten sollte. Doch bald begann der ewige Jude solche Ansprüche zu stellen, daß die Freude über seinen Besuch unter den Yperner Bürgern sich sehr schnell abkühlte. Umsonst, als sich alsbald auch ein altes Weib einfind, das behauptete, die Frau des Juden und von ihm verlassen zu sein. Der schon vorher wenig umgängliche Greis wurde nun vollends wütend und warf seine angebliche Frau zur Tür hinaus. Kurz darauf erklärte ein Soldat, der ihm auf der Straße begegnete, der wandernde Jude sei niemand anders als ein Pariser namens Leopoldel Borte, ein früherer Grenadier, Zäuser und unversöhnlicher Betrüger. Damit kam „Ahasverus“ vor Gericht und wurde zum Tode verurteilt. Das flandrische Volk aber war nicht derselben Meinung wie der Gerichtshof. Es fuhr fort, nach wie vor an den ewigen Juden zu glauben, den der Herr verdammte hatte, bis an der Welt Ende zu wandern, irrschallig kein Gerichtshof der Welt instande sein könne, ihn zum Tode zu verurteilen.

Als der ewige Jude am 21. April 1774, also nach 141 Jahren, von neuem auftauchte, diesmal in einer Vorstadt von Brüssel, fand man das daßer ganz in der Ordnung. Er war derselbe geblieben: uralt und grobhartig, und er trug ein Schurzfell und zerrissene Schuhe. Wie bei seinem früheren Besuch zeigte er sich einer Anrede zugänglich und nicht abgeneigt, mit den guten Bürgern ein Glas Bier zu leeren und ihnen seine Geschichte zu erzählen. Uebrigens war sein Name diesmal nicht Ahasverus, sondern Jaak und als seinen Familiennamen gab er Laquaden an. Bereits fünfmal war er rund um die Erde gewandert, nirgends fand er eine bleibende Stätte, aber Gott, so berichtete er, sorgte dafür, daß er trotzdem nie umkäme. Gott hätte es auch in einjerrig-

tet, daß Jaak stets fünf Sous in seiner Tasche fände, so schlecht es ihm auch sonst gehen mochte. Freilich, mehr als fünf Sous könnte er nie auf einmal besitzen, denn nur gerade so viel könnte seine Tasche beherbergen. Das Abschiedslied des wandernden Juden vom Jahre 1774 an die Bürgerschaft von Brüssel ist in Millionen von Exemplaren gedruckt und verbreitet. Zwischen Rhein und Yser gibt es kaum ein flandrisches Haus, an dessen Wand es nicht prangt, mit einem Bild des Jaak Laquaden geschmückt. Und unter dem flandrischen Volk lebt immer noch die Ueberzeugung fort, daß er eines Tages wiederkehren werde. 1914 wäre, wie gesagt, sein Jahr gewesen. Man erwartete ihn damals ganz bestimmt im Frühling und Sommer, mit Spannung wie mit Furcht; denn noch jetzt war, der Ueberlieferung gemäß, das Unglück seinem Besuch in Flandern auf dem Fuße gefolgt. Jetzt behauptet das Volk, Engländer, Marokkaner und Singalesen hätten ihn aufgefressen, denn bis jetzt hat sich kein ewiger Jude blicken lassen. Das Unglück kam trotzdem.

Vermischtes.

Der russische Flach. Kein Land der Erde bringt soviel Flach hervor wie Rußland, und der Mangel einer Versorgung mit russischem Flach ist auch in der deutschen Leinenindustrie so fühlbar geworden, daß der Wiederbelebung des Flachsbauens im eigenen Land eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Eigentlich ist der Flach noch immer eine ausschließlich europäische Pflanze; denn er wird außer in Rußland nur noch in Holland, Belgien, Westfalen und in Island in größerer Ausdehnung gezogen. Rußland aber brachte allein fast die Hälfte der gesamten Flachserzeugung Europas hervor, im Durchschnitt 250 000 Tonnen jährlich. Allerdings wird der Flach auch noch in andern Erdteilen angebaut, aber fast nur zur Gewinnung von Saat. Die Flachserzeugung Rußlands wird wahrscheinlich noch unerschöpflich, da von der Statistik die Mengen nicht erfasst werden, die von den Bauern auf den kleinen Gütern unmittelbar zum Hausgebrauch gewonnen werden. Es ist wichtig, daß die größten russischen Flachfelder an der deutschen Grenze und auch in den jetzt besetzten Gebieten gelegen sind, nämlich in den Ostprovinzen. In den Gouvernements, die teils hinter, teils unmittelbar vor unserer Ostfront liegen, betrug die Anbaufläche für Flach allein 315 000 Hektar und in ganz Rußland ist sie auf rund eine Million Hektar zu schätzen. Die ausgedehntesten Flachfelder hat das Gouvernement Wolgda in Nordrußland mit fast 150 000 Hektar. Man kann, wie der Tropenpflanzer ausführt, bei mäßiger Schätzung des Betrags mit Sicherheit behaupten, daß die von den deutschen Heeren eroberten Gebiete mit einer Durchschnittsernte den ganzen Bedarf Deutschlands zu decken vermöchten, bei einer Verbesserung der Bestellung aber noch weit mehr ergeben könnten. Bislang war in Rußland die Art des Anbaus wie die Aufzucht der Stengel so nachlässig, daß längst nicht der ganze mögliche Gewinn erzielt wurde. Mit der Verarbeitung haben sich die Russen erst recht wenig abgegeben; denn für die ungeheure Flachsernte gab es in Rußland nur etwa 80 Brechanstalten mit etwa 4000 Arbeitern, und auch die größeren Webereien sind fast ausschließlich auf Rußland verteilt.

Der größte Refraktor der Welt. Die Amerikaner haben soeben etwas Großes vollendet. Es handelt sich um ein wissenschaftliches Instrument, mit dem die Astronomen wahrscheinlich sehr viel erreichen werden, nämlich um den hundertjährigen Refraktor, den die Mount Wilson Sternwarte in Kalifornien (Kalifornien) hat herstellen lassen. Dieser Refraktor hat einen Durchmesser von über 2 1/2 Metern; er ist in Frankreich aus einer Glasplatte herausgeschliffen worden, die 32 Zentimeter dick war und 4 1/2 Tonnen wog. Es hat 5 Jahre gedauert, bis er fertig war, denn die ersten 8 Versuche schlugen fehl. Einige Fachleute sind der Ansicht, daß das Messenwerkzeug nur nachts zur Sternphotographie verwendet werden kann; auf die geringsten Temperaturunterschiede spricht das Glas so leicht an, daß die Oberfläche sich so stark verändert, als daß noch astronomische Arbeit möglich wäre. Der Refraktor ist auf einem hohen Turm angebracht und die photographische Kamera von der er ein Bestandteil ist, kann sicherlich die größte und schwerste genannt werden. Sie wiegt nämlich rund 180 Tonnen.

Das Giftwasser des Schwarzen Meeres. Das Schwarze Meer, dessen Vorküste in den kriegerischen Ereignissen der nächsten Zeit voraussichtlich eine größere Rolle spielen wird, bietet eine auffallende Erscheinung. Schon in geringer Tiefe kann nämlich kein Lebewesen mehr darin bestehen. Die Oberfläche ist reich belebt. Sie bildet eine kaum 2 Prozent Salz enthaltende Schicht über dem Meerwasser, das sich das von vier großen Strömen und zahlreichen kleineren Flüssen kommende Süßwasser nicht mit dem Salzwasser mischt. Infolgedessen dringt auch der Sauerstoff nicht in die Tiefe, und alle Kalkvorgänge verlaufen anders als bei Sauerstoffzutritt. Es bildet sich hier nämlich Schwefelwasserstoffgas, das in größeren Mengen vom Wasser aufgenommen wird. Schon die einer Tiefe von 50 Metern entnommenen Proben riechen stark danach, und von 400 Metern an enthält das Wasser so viel von diesem giftigen Gas, daß jedes tierische und pflanzliche Leben darin unmöglich wird.

Heiteres.

Ein Arzt hat Müller herricht große Bestürzung. Das Neßfäden, der vierjährige Hans, hat auf die Anfrage, was er sich zum Geburtstag wünsche, mit Bestimmtheit erklärt, er wolle eine Trommel haben. Die entsetzte Mutter suchte dem Kleinen das Instrument auszureden. Sie denkt bange Herzen an den müden, berischnen Väter, den Hans mit der Trommel herzuwringen wird, denn sie kennt ja die Ausdauer ihres Sprößlings in solchen Sachen. Aber alles ist vergebens. Er hat sich einmal in den Hof gesetzt, eine Trommel zu bekommen, und läßt sich auch durch seine Diaboline umstimmen, bis schließlich der ältre Vater erklärt: „Ach, was, du bekommst keine Trommel, du machst so schon genug Madai, daß man kaum arbeiten kann, und nun willst du auch noch trommeln. Nein, gibts nicht!“ Worauf der kleine Hans trauernd erklärt: „Ach, Vater, ich will ja auch man bloß trommeln, wennste schläft.“

(Zuende)